



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Elisabeths Erinnerungen : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Elisabeths Erinnerungen.

(Schluß.)



solches Stillehalten war keine leichte Aufgabe. Täglich steigerte sich mein Wunsch, ein Scherflein zur Lösung der sozialen Frage beizutragen, und immer mehr wurde ich von der Überzeugung durchdrungen, daß meine Lieblingsidee richtig sei und zu werten sei.

Meine Erfahrungen erweiterten sich durch meine praktische Armenpflege in ergiebiger Weise. Ich that Einblicke in Verhältnisse, welche für meine allgemeine Lebensbeurteilung von großer Bedeutung waren. Dabei gab es viel zu denken, zu beten, zu schreiben und zu rechnen. Fortwährend befanden sich mein Geist und mein Körper in der größten Thätigkeit. Im Verkehr mit den Armen gewannen meine Betrachtungen allmählich eine immer festere Gestalt. Ich will versuchen, einige derselben zu Papier zu bringen.

Die Triebfeder des natürlichen Menschen ist der Egoismus. Jeder sucht das Seine. Hierin liegt die Hauptursache des Elends und Jammers auf Erden. Diesem Gebahren widersetzt sich das Christentum. Es packt die seufzende Menschheit in ihrem Kernpunkt, und während es sich bemüht, den Egoismus wie ein Unkraut auszujäten, sucht es der selbstlosen Liebe Eingang in die Herzen der Menschen zu verschaffen. Nach christlicher Weltanschauung soll das ganze Leben von einem strahlenden Mittelpunkte aus durchleuchtet und erfüllt werden — von der Sonne der Liebe.

Langsam, aber sicher erobert das Christentum die Welt. Nach den Prophezeiungen sollen im tausendjährigen Reiche Liebe und Friede schon hier auf Erden zur Herrschaft gelangen; dann wird der alte Drache, der das Seine sucht, gebunden sein. Wann dies eintreten wird, wissen wir nicht; daß aber diese Zeit einmal kommen muß, liegt im Wesen des Christentums selbst begründet. Die

Periode der Glückseligkeit wird anbrechen, sobald aller Menschen Thun und Lassen ausschließlich von der Liebe befeelt wird.

Die alten Völker erlangten eine Zeit der größten Blüte, dann sanken und versanken sie. Schwarzseher wädhnen, demnächst werde auch das deutsche Volk, nachdem es jetzt den höchsten Gipfel erreicht habe, seinem Untergange entgegengehen. Es sind Unken, und ihre Rufe Unkenrufe. Sie ahnen nichts von jenen ewigen Kräften des Christentums, welche die Völker fortdauernd verjüngen und immer wieder neue Blüten treiben lassen. O mein geliebtes, deutsches Volk, vertiefe dich in deinen Glauben, du Volk, das reich an Liebe und Gemüt, so recht zum Glauben geschaffen ist!

Neben dem Christentume zieht sich durch das Leben der Völker die Verirrung der roten Fahne. Die Farbe weist auf das Blut der Besitzenden hin. „Von unten nach oben — zwingen und nehmen“ heißen die Stichworte der Sozialdemokratie, während die christliche Weltordnung das Herabsteigen der Reichen und Großen zu den Armen und Niederen erheischt. Die Sozialdemokratie sagt: Du sollst; die freiwillige Liebe spricht: Ich will. Hinter diesem Liebeswillen steht aber dennoch ein Muß. Die Liebe kann nicht anders; sie muß durch Geben und Helfen aus sich heraustreten, wenn sie Liebe sein will. Es ist ein freiwillig erwähltes Müßen. Ist der Glaube das innere Erlebnis eines Menschen und die Religion der Liebe die seinige geworden, so muß er Werke der Liebe verrichten. — Dessen war ich mir bewußt.

In gleicher Weise hatte ich aber auch die Notwendigkeit erkannt, daß gerade von diesen Ideen eine richtige Armenpflegerin befeelt sein müsse. Ich sagte mir, daß die Schwere des ganzen Berufs eine mächtige Grundlage erfordere, eine feste innere Überzeugung, nicht aber nur die Aufwallung einiger erregten Augenblicke. Ferner war mir aus eigener Erfahrung klar geworden, daß eine Armenpflegerin auch von Krankenpflege mindestens so viel verstehen müsse, um, wenn Gefahr im Verzug sei, selbst Hilfe leisten zu können. Die Ansicht, daß es zur Armenpflege nur einer Portion gesunden Menschenverstandes bedürfe, ist unrichtig. Die Armut ist eine soziale Krankheit, welche bald dieser, bald jener Ursache zuzuschreiben ist und zu deren Heilung in ähnlicher Weise bestimmte Kenntnisse erforderlich sind, wie zur richtigen Behandlung eines körperlichen Leidens.

In diese Zeit stillen Nachdenkens und innerer Betrachtungen fiel das äußere Ereignis, daß wir unsre bisherige Wohnung verlassen mußten. Unser Direktor, an welchen die Mutter und ich uns immer vertrauensvoller angeschlossen hatten, gab aus persönlichen Gründen seine Stellung auf, und gemeinsam mit ihm mußten wir zu Ostern die Dienstwohnung räumen. Er beabsichtigte, seine Muße zunächst zur Verwirklichung eines lange gehegten Wunsches zu verwenden und Holland zu bereisen. Seit Jahren hatte er sich mit Vorliebe für holländische Literatur und Kunst interessiert. So ähnlich dem Deutschen und doch so verschieden! pflegte er auszurufen, wenn die Rede darauf kam.

Beim Abschied waren wir alle drei tief bewegt. Als ich jedoch ein gewisses Maß aus Mutters Augen und aus denen des lieben Mannes perlen sah, faßte ich mich schnell und mußte lachen. Weichheitsstränen anderer bringen mich leicht zum Lachen. Als dies der Direktor bemerkte, streichelte er mir Scheitel und Schläfe unter dem Ausruf: Du ewiger Frühling, Gott behüte Sie! Ich glaube, daß ich errötete. Jedenfalls fühlte ich mich dadurch beschämt, daß er meinen Übermut so gütig aufgefaßt hatte. Dann gingen wir auseinander.

Nach dem Umzuge nahm ich meine unterbrochene Arbeit wieder auf. Fünf- undzwanzig Familien hatte ich mit Lebensmitteln und gutem Rat zu versorgen. Beim Erteilen des letztern vermißte ich oft schmerzlich, daß ich in der Krankenpflege selbst nicht besser geschult war, und daß mir häufig die Kenntnisse über milde Stiftungen, Freistellen und sonstige Armenvergünstigungen im engern Vaterlande fehlten. Zusammenstellungen darüber gab es nur bei den Ministerien, wenigstens vermutete ich das. Jeder Armenpfleger war mithin in die Notwendigkeit versetzt, mühsam und allmählich aus der Praxis sich selbst zu unterrichten, und hiervon hing wieder in hohem Maße der Erfolg seiner Wirksamkeit ab. Daß aber niemand darauf verfallen war, seine Erfahrungen im Interesse der guten Sache und zur Orientirung anderer an einer Centralstelle, wenn auch nur handschriftlich, niederzulegen, das entzog sich damals meiner Beurteilung.

Eine neue Unterbrechung erlitt mein Leben durch eine Reise nach dem Bodensee. Es würde mir ein großer Genuß sein, bei dieser Reise in der Erinnerung etwas zu verweilen; aber ich fürchte, die Aufmerksamkeit des Lesers zu weit abzulenken. Hätte er mich erst in das Land begleitet, von dem Scheffel einst sang:

Das Land der Alamannen mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,
Mit seinen gelben Haaren, dem Ahrenschmuck der Auen,
Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen,

wer weiß, ob er sich dann noch von mir über das soziale Elend und über berufsmäßige Armenpflegerinnen etwas vorsummen ließe. Ich beschränke mich daher auf die Bemerkung, daß, wo ich gestanden oder verweilt habe, auf der Maien-Au, im Lorettowalde, „uf dem Rik,“ an den Gräbern von Mesmer und Annette von Droste-Hülshoff, auf der Dagobertsburg, in Lindau, in Bregenz und St. Gallen, sich überall nur die Überzeugung in mir befestigte, daß ich fortfahren müsse, für meine Idee zu wirken und Anhänger dafür zu werben. Mit diesem Gedanken kehrte ich in die Heimat zurück und begann von neuem zu grübeln.

Da ereignete es sich, daß mir für die erste praktische Ausführung meiner Idee ein kleines Kapital zur Verfügung gestellt wurde. Diese angenehme Über-

rufung ermutigte mich wesentlich. Durch Geld wird das Sicherheitsgefühl in merkwürdiger Weise erhöht. Dies ist aber unbedingt notwendig, um in einer Sache handelnd auftreten zu können.

Das mir anvertraute Kapital verpflichtete mich, auf die Ausführung meiner Idee mit noch größerem Eifer bedacht zu sein. Bisher war ich überall auf Widerspruch gestoßen. Das Endergebnis der meisten Urteile hatte gelautet, daß die Idee höchst schätzenswert, aber unausführbar sei. Wenn ich um Begründung bat, wurde ich vielfach mit Achselzucken abgefertigt. Dies veranlaßte mich, meinen ganzen Plan zunächst einmal einer namhaften Autorität zur Beurteilung vorzulegen.

Eine glückliche Fügung führte mich zu einem Gelehrten, der als Bahnbrecher in der praktischen Staats- und Kameralwissenschaft Weltruf besaß und damit ein warmes Herz für das Elend und die Leiden der Menschheit verband.

Der große Mann empfing mich aufs freundlichste und besaß die Geduld, mich wirklich anzuhören. Ich durfte mich gründlich aussprechen, ohne durch kleine Unzweideutigkeiten ermahnt zu werden, mich kurz zu fassen. Ich hebe dies mit aufrichtiger Dankbarkeit hervor. Dann wurde mir eine schriftliche Begutachtung meiner Idee in Aussicht gestellt und die Erlaubnis erteilt, von dieser im Interesse meiner Sache Gebrauch zu machen.

Das Schreiben, welches ich nach einigen Tagen erhielt, lautete:

Was Sie, gnädiges Fräulein, die Güte hatten, mir von Ihrem Plane auseinanderzusetzen, hat mich in hohem Grade interessiert; und ich trage nach reiflicher Prüfung kein Bedenken, diesen Plan, wenn ich ihn recht verstanden habe, als einen durchaus praktischen zu bezeichnen, welcher dem schon bestehenden evangelischen Diakonissenwesen nicht den mindesten Eintrag thut, vielmehr eine segensreiche Ergänzung desselben für Gebiete, welche der Diakonissenanstalt selbst verschlossen sind, bilden würde.

Sie denken also an „Armenpflegerinnen,“ die ganz auf derselben evangelischen Grundlage stehen, wie die Diakonissen, auch in ähnlicher Weise vorgebildet sind, die sich aber durch eine losere Organisation von den Diakonissen unterscheiden, indem sie in ihrer Familie bleiben, dafür aber auch von ihrem Berufe keinen Lebensunterhalt erwarten. Bei der unermesslichen Größe des „zur Ernte weißen Feldes“ (Evang. Joh. 4, 35; Evang. Luk. 10, 2) ist eine solche Beihilfe im Interesse der Armen sicher wünschenswert. Ich bezweifle auch nicht, daß es in unsern wohlhabenderen Familien manche Frauen und viele Jungfrauen giebt, welche das edle Bedürfnis fühlen, ihren Ueberfluß an Muße durch ernstlich betriebene Armenpflege für sich und andre nützlich zu verwenden, die aber gleichwohl durch Familiengründe verhindert sind, einer Diakonissenanstalt beizutreten. Es wäre im höchsten Grade bedauerlich, wenn solche schöne Kräfte ganz oder aus Mangel an jeder amtlichen Organisation halb unbenutzt blieben.

Eine solche Organisation könnte man sich etwa so vorstellen. Die Frau oder Jungfrau, welche sich am Wohnort ihrer Familie der Armenpflege widmen will, meldet sich beim Vorstande einer angesehenen Diakonissenanstalt, wird von diesem geprüft und, wenn sie geeignet befunden ist, der Armenbehörde empfohlen. Sie erhält dann bei dieser eine ähnliche Anlehnung, wie es eine berufene Diakonisse

haben würde, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht besoldet wird, daß sie darum aber auch, sowohl in Betreff ihres Wirkungskreises, wie ihrer Kündigungsfrist, gegenüber der vorgefetzten Armenbehörde und gegenüber der Diakonissenanstalt freier dasteht. Solche „Armenpflegerinnen“ würden, wie ich glaube, an Orten, wo es keine Diakonissen giebt, einen vortrefflichen Ersatz derselben, vielleicht auch eine Vorstufe der Einführung von Diakonissen bilden. Sie würden, um auf die Analogie eines mir näher bekannten Gebietes zu verweisen, für das Diakonissenwesen eine ähnlich heilsame Ergänzung sein, wie die Polikliniken für ein Hospital, die Privatdozenten für eine Universität.

Die vorhin erwähnte Prüfung der Angemeldeten und die Korrespondenz, welche für die Wohlbestandenen mit den Armenbehörden u. s. w. geführt werden müßte, sind nicht ohne (obwohl nur geringfügige) Kosten möglich. Indes würde schon das beträchtliche Geschenk, welches Sie, gnädiges Fräulein, wenn ich Sie recht verstanden habe, der in Anspruch genommenen Diakonissenanstalt zudenken, hierfür eine Zeit lang auskommen. Und ich bezweifle nicht, wenn Ihre schöne Idee breiteren Anklang findet, so würden sich auch für die alsdann natürlich wachsenden Kosten anderweitige, durch Liberalität gewährte Deckungsmittel einstellen: wie ja eine solche Hoffnung bei wahrhaft guten Werken selten getäuscht wird.

Dies Schreiben machte mich sehr glücklich. Ich empfand eine der reinsten Freuden, welche das Leben bieten kann. Von ausgezeichnetster Seite war die mir ans Herz gewachsene Idee einer Prüfung unterzogen und für gut und praktisch erklärt worden. Von neuem verkehrte ich eifrig mit dem Pfarrer, unter dessen Leitung ich Armenpflege geübt hatte. Dieser setzte sich mit dankenswerter Bereitwilligkeit mit mehreren größeren Diakonissenanstalten und mit einer Hauptstelle für die innere Mission in Verbindung. Die Ansicht der ersteren über die Sache war geteilt; einige verwarfen den ganzen Plan von vornherein, andre erklärten ihn für eine schätzenswerte Idee, zu deren Ausführung ihnen jedoch schlechterdings die Kräfte fehlten. In ähnlicher Weise begründete auch die Hauptstelle für innere Mission ihre Ablehnung.

So stand ich wieder hilflos und aussichtslos da. Andererseits erstarrte aber mein Glaube an meine Idee mit jeder Zurückweisung, die mir zu Teil ward, mehr und mehr.

Plötzlich, nachdem ich inzwischen wieder vergeblich an verschiedene Thüren geklopft hatte, fand ich in einem Mitgliede einer städtischen Armenbehörde einen Beschützer meiner Bestrebungen. Der Mann hatte durch einen Prediger von der Sache gehört und war für meine Idee in hohem Maße eingenommen. Nachdem ich ihn über alle meine bisherigen Bemühungen gründlich unterrichtet hatte, verhiess er, den ganzen Plan den städtischen Behörden warm zu empfehlen. Gleichzeitig fragte er mich, ob ich eintretenden Falls mich bereit finden lassen würde, persönlich die Errichtung und Leitung einer Instruktionsschule für Armenpflegerinnen zu übernehmen. Ich bejahte dies.

Zahrelang hatte ich mich in Geduld gefügt. Nun aber, obgleich ich hoffte, meine Idee in kürzester Zeit verwirklicht zu sehen, regte mich das Warten derart

auf, daß ich mir Gewalt anthun mußte, um die Ruhe zu bewahren, welche Gewissen und Erziehung mir geboten.

In dieser Weise verflossen wieder Monate, und sehnsüchtig harrete ich von Tag zu Tag auf eine Berufung. Ich begriff nicht, weshalb die Entscheidung der Behörde so lange auf sich warten ließe; fehlte mir doch damals noch jedes Verständnis für bürokratische Behandlung einer Sache.

Eines Tages hörte ich draußen sprechen. Ich erkannte schon die tiefe Bassstimme und lief mit dem Rufe: Herr Direktor, Herr Direktor! in die Vorhalle. Wie es möglich war, weiß ich heute noch nicht; als aber die Mutter gleichfalls dem alten Freunde entgegeneilte, hielt er mich mit seinen Armen umfangen. Sein Herz war mit ihm durchgegangen.

Er und ich, wir erschrafen beide, während die Mutter gar nichts so Ungeheuerliches darin zu erblicken schien. Ihr Erstaunen begann erst am Tage darauf, als der Direktor um meine Hand anhielt. Hierauf war die Mutter nicht vorbereitet. Sie überließ vollständig mir die Entscheidung.

Ich erklärte dem Manne, der mich heiß und aufrichtig liebte, daß ich bereit sei, ihm vertrauensvoll die Hand zu reichen, falls ich in nächster Zeit nicht eine Berufung vonseiten der städtischen Behörde zu erwarten habe; er solle nur gütigst selbst über den Stand der Sache Erkundigungen einziehen.

Infolgedessen setzte sich der Direktor mit meinem Gönner in der städtischen Armenbehörde in Verbindung. Letzterer erklärte, daß noch Jahre vergehen könnten, bis man sich überhaupt über die Prinzipienfrage würde geeinigt haben, ob weibliche Personen in der öffentlichen Armenpflege zu verwenden seien oder nicht. Bevor dies aber feststehe, entziehe sich die Art und Weise der Ausbildung der Armenpflegerinnen selbstverständlich jeglicher Erörterung. Hierdurch wurden meine Gewissenskrüpel vollständig gehoben, und ich gab dem Direktor mein Jawort.

Einige Tage später bemächtigte sich aber meiner eine gewisse Unruhe. Mein Verlobter bemerkte es wohl, war aber zu zartfühlend, mich zu erforschen. Mich quälte die Frage, wer zukünftig für meine Idee Propaganda machen würde. Bald versiel ich auf diesen, bald auf jenen, aber ich fand niemand, dem ich volles und aufrichtiges Vertrauen hätte schenken mögen.

Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Konnte ein Mensch meine Idee besser und schöner zu der seinigen machen, als mein geliebter zukünftiger Eheherr? Und zwar umsomehr, als er aus vollster Seele mit meinen sozialen Anschauungen übereinstimmte?

So ist es denn auch gekommen, und ihm verdanke ich zunächst die Anregung und Vermittlung zur Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen.

Zum Schluß sei es mir nur noch vergönnt, einer Überzeugung Ausdruck zu leihen, die sich durch meine Erfahrungen zu großer Bestimmtheit in mir gefestigt hat: die evangelische Kirche in ihrer bisherigen Entwicklung gebietet

nicht über Kräfte, welche weltlichen, berufsmäßigen Armenpflegerinnen (im Gegensatz zu Diakonissen) Anleitung und dauernde Anlehnung gewähren könnten, und städtische Behörden sind wegen der überall sich gleichbleibenden Besonderheit ihres Geschäftsganges keine geeigneten Organe, um die Tausende von gebundenen, zur segensreichsten Wirksamkeit befähigten weiblichen Kräfte frei zu machen und in ihren Diensten zu verwenden. Da bleibt denn nichts andres übrig, als den Staat in dem Sinne zu Hilfe zu rufen, daß für die Zukunft bei Abfassung von Synodalordnungen, sowie bei Erteilung von Direktiven an städtische Armenbehörden auf die Verwertung freiwilliger weiblicher Kräfte von ihm Rücksicht genommen werde. Mit diesem Wunsche schliesse ich meine Erinnerungen.



Kleinere Mitteilungen.

Mors imperatrix. Von Schriftstellernden Damen muß sich die Welt viel gefallen lassen, aber malende Damen scheinen uns noch mehr bieten zu wollen. Alles was bisher nach männlichen Begriffen in dem Zwischengebiet zwischen den unverrückbaren Gesetzen der Moral und den aus den Lebensregeln des gebildeten menschlichen Zusammenlebens stammenden Gewohnheiten Rechtens war, stellt der Fall Schmidt von Preuschen auf den Kopf. Daß dabei der Tod, der lateinisch eine Frau ist, mit einem männlichen Beiworte zusammengekoppelt wird und in dieser seltsamen Verbindung durch die Zeitungen läuft, nimmt uns weiter nicht mehr Wunder; denn jede Dame hat einen unüberwindlichen Haß gegen die pedantischen Vorschriften der Grammatik, und daß die Tagespresse an irgend welchem Unsinn, der ihr mit dem nötigen Selbstvertrauen aufgetischt wird, Kritik üben sollte, wird heutzutage schwerlich noch jemand erwarten.*)

Frau Schmidt geb. von Preuschen war bisher als Malerin von Stillleben und Blumenstücken bekannt; vor einiger Zeit wandte sie sich höheren Zielen zu und malte einen Tod als Kaiser. Die Aufnahme-Jury der Berliner Kunstausstellung weist das Bild zurück. So weit ist die Sache außerordentlich einfach: wie unzähligen bedeutenden und unbedeutenden Malern ist dergleichen Mißgeschick begegnet! Was thut aber ein Mann dabei? Er schimpft vielleicht über die Richter, klagt sie der Voreingenommenheit u. s. w. an, ist einige Wochen oder Monate lang trübe gestimmt, endlich aber beruhigt er sich und fängt ein neues Bild an, von dem er hofft, daß es ihm mehr Beifall eintragen werde.

Ganz anders die Künstlerin. Das erste ist, daß sie nach Berlin reist und auf ein müßiges Gerede hin, wonach nur der Gegenstand des Bildes den Grund der Zurückweisung bilden soll, dem Präsidenten der Akademie zu Leibe geht. Was

*) Inzwischen haben vereinzelte Stimmen in der Tagespresse auf den groben grammatischen Schnitzer aufmerksam gemacht. D. Red.